

Die nachkonziliare Kirche im Erfahren der Klausurierten

VORBEMERKUNG: Wie sehr alles, was die Kirche nach dem Konzil mit sich selbst erlebt bzw. an sich selbst erfahren hat, mit dem Zweiten Vatikanum selbst zusammenhängt, hat Heinrich Fries in „Hochland“ 1971 (Kirche — Fünf Jahre nach dem Konzil S. 1—14) in drei Thesen ausgesprochen:

1. „Die Kirche nach dem Konzil wird beim Wort genommen“ (S. 6);
2. „Das Konzil entläßt seine Kinder“ (Joh. Baptist Metz) (S. 8);
3. „In der heutigen Situation der Kirche wird ihre Stellung in der Welt überhaupt sichtbar“ (S. 10).

Das erste Treffen kontemplativer Ordensfrauen in Hünfeld durfte sich eine ähnliche Besinnung nicht versagen. Auch die Klausurierten hatten sich Rechenschaft darüber zu geben, wie sie „die“ Kirche empfunden haben, soweit sie sich als von draußen an sie herankommend beschreiben läßt, und wie sie zugleich sich selbst darin gefühlt haben, ob wirklich als eine Gemeinschaft, in der das Konzil Raum und Heimat findet.

Es war für die Aktivierung der Arbeitstagung von großem Vorteil, daß sich Teilnehmerinnen des Treffens bereit erklärten, Anstöße für diese Besinnung zu geben.

I. DIE KIRCHE NACH DEM KONZIL — WIE SIE VON DEN KONTEMPLATIVEN ERFAHREN WURDE UND WIRD

Von Waltraud Herbstrith (Theresia a Matre Dei OCD, Köln)

Wenn wir uns als Schwestern kontemplativer Klöster zusammengefunden haben, heißt das doch, daß wir — ungeachtet der eigenen Spiritualitäten, seien sie benediktinisch, franziskanisch, karmelitanisch usw. orientiert — ähnliche Probleme, Anliegen und Nöte zu bewältigen haben.

Die Fragestellung lautet: Wie haben die Kontemplativen die Kirche nach dem Konzil erfahren? Unter Kirche verstehe ich zunächst meine kleine Gemeinschaft, in deren Strukturwandel ich die Auswirkungen des Konzils erlebt habe.

Das Konzil ist für mich keine Sache, die 1962 begann und 1965 ihr Ende fand. Vielmehr glaube ich, daß in der Zusammenkunft der Konzilsväter sich ein wirkliches Pfingsten ereignet hat. Vieles, was lange schon nach Leben drängte, konnte ans Licht gelangen, gesagt und getan werden — wenn auch immer gebunden in die Beschränktheit unserer geschichtlichen Situation. Das heißt auch, daß die Bilanz der nachkonziliaren Zeit nicht immer so ist, wie wir es vielleicht wünschen. Oft gehen Pessimismus und Angst durch unsere Reihen; sie verraten jedoch nicht den Geist der Frohen Botschaft. Ich will mich hier nicht beim Negativen aufhalten, sondern einige Ansätze nennen, die ich für unsere kontemplativen Gemeinschaften für lebensnotwendig halte.

1. Orientierung am Evangelium

Ich glaube, das kontemplative Leben, dessen ausdrückliche Mitte das Gebet ist, das anbetende und fürbittende Einstehen der Berufenen für die Anliegen dieser Welt, ist heute notwendiger denn je. Dies zeigt uns der Hunger der Menschen nach Meditation, nach geistlicher Einweisung und Stille, von wo sie sich einen neuen, tieferen Zugang zu ihren Problemen erhoffen. Um den Suchenden in der Weise begegnen zu können, wie sie es brauchen, bedarf es nach meiner Ansicht einer Neu-Orientierung unseres Lebens am Evangelium, am Wort Gottes. Wir haben keine fertigen Rezepte bereit, wie dies und das besser geschehen könnte, wir merken nur, wie manche Strukturen in unseren Gemeinschaften sich ganz von selbst zum Besseren wandeln, wenn wir sie gemeinsam unter das Wort Gottes stellen. Alte Formen des wöchentlichen Schuldkapitels sind z. B. gefallen; statt dessen befragen wir in einem Schriftgespräch das Evangelium, was heute zu tun ist. Oder es zeigte sich in unserer Gemeinschaft, die etwas über 20 Mitglieder zählt, das Bedürfnis, in Vierer- oder Sechsergruppen zu meditieren, *révision de vie* zu halten und ähnliches, was auch zu stärkerer Verbundenheit mit größeren Gruppen führt, zu mehr Freude aneinander und Initiative füreinander.

Damit kommen wir zu einem zweiten, sehr wichtigen Aspekt:

2. Personale Beziehungen der Ordensmitglieder untereinander

Jan T. van Bavel ist in der Zeitschrift „Dienender Glaube“ (Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer) diesen und andern Problemen nachgegangen und kommt — vor allem im Hinblick auf die im aktiven Dienst engagierten Ordensgruppen — zur Feststellung: „Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß menschlich echte, vollwertige Kontakte . . . eine große Seltenheit innerhalb der klösterlichen Gemeinschaften sind“ (48. Jahrgang, Heft 9/1972, S. 238). Auch bei unseren Gemeinschaften ist dieses Problem gegeben. Es war eine Folge des weitgehend üblichen dirigistischen Leitungsstils. Die Äbtissin oder Priorin war der menschliche und geistliche Mittelpunkt des Hauses, und alle Fäden, auch die individuell-persönlichen, liefen über sie oder sollten es zumindest. Ganz abgesehen von der Überforderung der Oberin, widerfuhr dem Einzelnen dadurch oft keine Gerechtigkeit. Wir alle wissen, wie verpönt das Wort „Privatfreundschaft“ war, und wie man wirkliche Freundschaft vorwiegend unter diesem negativen Aspekt zu verstehen pflegte. In dem Maß, in dem z. B. bei uns der maternalistische Lebensstil abnahm, konnten echte und bleibende Kontakte untereinander gepflegt werden. Auch hier müssen wir Leitungsstil und Beziehungen der Mitglieder der Gemeinschaft untereinander am Evangelium orientieren. Jesus hat seinen Jüngern nie Autorität aufgezwungen. Abgesehen vom Rangstreit der Jünger und von

Judas, hat man den Eindruck, daß die Jünger in normalen freundschaftlichen Kontakten miteinander umgingen. Das gleiche stellen wir fest bei Ordensgründern wie Augustinus, Franziskus, Teresa von Avila, Ignatius von Loyola, um nur einige zu nennen. Die Nachfahren haben aus der Inspiration der ersten, durch Freundschaft gebildeten Gruppen oft Vergesetzlichung, Verbote, Tabus oder Verteidigungssysteme gemacht, wie Bavel richtig bemerkt. Das ist das Los aller Institutionen. Im Heiligen Geist müssen wir jedoch stets neu überdenken, was an überkommenen Institutionen, ja selbst Spiritualitäten, überholt, soziologisch überfremdet ist, und was tatsächlich dem Evangelium entspricht.

Die Schwestern einer Gemeinschaft müssen, gemäß dem heutigen Selbstverständnis der Frau, die Möglichkeit haben, sich zu reifen, voll verantwortlichen Frauen zu entwickeln, und auch entsprechend respektiert werden. Das schadet dem monastischen Geist, der Jüngerschaft Christi in Armut und Gehorsam nicht. Je reifer ein Mensch ist, desto glaubwürdiger und hingebungsvoller kann er seinen Auftrag erfüllen. Wie ungünstig das Image der Ordensfrau in der Gesellschaft sein kann, sieht man z. B. an folgendem. Wenn ein Artikel oder sonst eine Publikation von mir erscheint, erhalte ich oft Zuschriften mit dem Titel: An die ehrwürdige Priorin — obwohl ich nicht Priorin bin. Die Leute nehmen stillschweigend an, wenn eine Ordensfrau zu Fragen der Zeit Stellung nimmt, kann das nur die Priorin oder Leiterin des Hauses sein. Das wäre wirklich ein Armutszeugnis für ein Kloster. Bei Veröffentlichungen von Ordensmännern käme wohl niemand so schnell auf einen solchen Gedanken. Sie sehen, daß noch einiges aufgearbeitet werden muß.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt scheint mir zu sein: An welchem Platz in der Gesellschaft sehen wir uns Ordensleute?

3. Der letzte Platz

Seit dem Konzil wurde immer wieder der Ruf laut, die Orden sollten von neuem ihre dienende Funktion bedenken, ihre Armut überprüfen und sich den letzten der Gesellschaft widmen. Was heißt das für uns Kontemplative? „Daß der Knecht nicht über dem Herrn steht“ (Joh 13, 16) und daß, wenn wir Jesus nachfolgen wollen, wir auch in das Herrenschicksal eingehen müssen. Paulus sagt: „Wir Apostel sind auf den letzten Platz gestellt“ (1 Kor 4, 9) oder (übertragen): Was in der Welt des Reichtums und der Karriere nichts gilt, das hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu beschämen (vgl. 1 Kor 1,27 f). Auch heute kommt es noch vor, daß Kontemplative sich als besonders auserwählt betrachten oder von anderen dafür gehalten werden. Thomas Merton hat in seinem Artikel „Offenheit und Klausur“ (Dienender Glaube, 46. Jahrgang, Heft 1/1970) Gutes dazu gesagt. Mehrere Zitate daraus brachte ich in meinem Beitrag „Präsenz und Zeugnis der kontemplativen Orden in der Kirche“ (GuL Heft 4, August 1972).

Leben wir noch glaubwürdig das Evangelium, wenn wir z. B. die Klausur legitim verlassen, um einen Arzt oder eine Behörde aufzusuchen, oder aus Gesundheitsgründen regelmäßig schwimmen müssen, Vater oder Mutter aber, die schwer krank sind, im Namen der Klausur nicht besuchen? Gott sei Dank denken viele heute — besonders unsere Jugend — in diesen Dingen dem Evangelium gemäßer. Man kann heute nicht mehr ohne weiteres Verhaltensweisen mit dem Etikett: Buße, Selbstentäußerung, freiwilliger Verzicht versehen, ehe man sie nicht gründlich am Evangelium geprüft hat. Echte Klausur ist für unser Leben unerlässlich, aber nicht Vorschriften, die das Leben nach dem Evangelium beeinträchtigen.

4. Mitteilung der Erfahrung

Ein letzter Punkt: Vom heiligen Antonius, einem der Väter des Mönchtums, wird berichtet: „Seine persönliche Ruhe und Beseelung stellte der Wüstenvater jederzeit anderen zur Verfügung“ (Bavel, Dienender Glaube, Heft 7/72). Die Mitteilung dessen, was wir erfahren in der Stille, im schweigenden Bei-Gott-sein, im schvesterlich-liebvollen Zusammenleben, muß neu überdacht werden. Der Mensch von heute, und vor allem der junge Mensch, bringt so wenig Vorverständnis mit, daß er existentieller Einübung bedarf, daß er das Verlangen hat, eine Zeit lang mit uns leben zu dürfen. Sind wir auf diese Situation vorbereitet? Die Benediktinerinnen haben mit ihrem „Kloster auf Zeit“ schon ein Stück Pionierarbeit geleistet, aber auch für den Karmel, die Klarissen und andere unserer kontemplativen Schwestern stellt sich diese Frage, die sie in ihren Grenzen und Möglichkeiten beantworten müssen. Auch hierzu hat Merton manches Wertvolle gesagt.

II. WIE EIN KLARISSENKLOSTER IN DER DIASPORA DIE KIRCHE NACH DEM KONZIL ERLEBTE.

Von Äbtissin M. Bernadette Brinkmann OSC, Eremitage b./Siegen

Kirche ist nach des Herren Worten der unter vielfacher Verhüllung durch die Zeiten schreitende Herr. In der Zeit des Konzils nahm sich dieses Schreiten eine Weile wie ein Wegschieben der Verhüllung aus, wie ein deutlicheres Hervortreten des verklärten Herrn. Aber davon soll ich hier nicht sprechen, sondern von der Kirche, wie wir sie nach dem Konzil erlebten.

Vielleicht sind folgende zwei Angaben dafür nicht unwichtig: Unser Kloster liegt — anders als die meisten Klarissenklöster — nicht mitten in einer Stadt, sondern abseits der Stadt Siegen am Walde, genauer: im Walde. An einem Plätzchen, das für die ganze Gegend einen klingenden Namen hat: für die Katholiken wegen einer Kapelle, die Wallfahrtscharak-